

**Das Telephon.**

Stizze von E. Barintay.

**I.**

Mit vergnügtem Gesicht sah Herr Böllmann aus dem Fenster. Die blaue Bettende Arbeiter kletterten leiterauf, leiterab, rollten den Draht, spannten ihn, brachten die Isolierglocken an. Jede gelungene Handreichung und That erfüllte den Zuschauer mit stillem Entzücken.

In einer Stunde sollte es ihm schon zur Verfügung stehen, das Telephon, nach dem er sich bereits seit Monaten ordentlich geseht hatte! Was für eine Erleichterung für ihn! Wie viel Geschäftliches konnte er nun von daheim aus erledigen, so manchen Gang sparen und so manche Stunde dafür in seiner Familie zubringen — oder auch wegbleiben, weil er sich doch leicht genug entschuldigen konnte. Und das zuweilende Briefe- und Karten Schreiben an Freunde und Bekannte hörte so ziemlich auf, denn die meisten besaßen Apparate. Eine Zusammenbestellung zu einem Ausfluge, Ab- und Zusagen, Aufmunterungen, ließen sich trefflich durch Telephon befördern, und sogar Gratulationen waren kurz und bündig und doch herzlich ganz prächtig auf diesem Wege abzumachen.

O, es sollte herrlich werden!

Emmi, seine Frau, hatte es dann bequem bis zum Wohlbehagen. Alles, vom Mehrgeld bis zum Tändelschürchen, konnte sie sich in's Haus bestellen, zu ihm selbst in's Geschäft reden und ihn nach Bedürfnis um Rath fragen oder er sie nach dem täglichen Speisezettel, wenn es ihm einfiel, sich darum zu kümmern oder ihn nach seinem Geschmack zu fertigen.

Zahllos waren die Vorteile! Nur der Kopfpunkt hatte ihn so lange vor der Anschaffung zurückgeschreckt. Aber was sparte er doch auch damit! Tram, Porto und die Schuhkosten sparte er. Das gab ein Stämmchen, das in Abzug zu bringen war! Und schließlich, für die Bequemlichkeit thut man auch mal ein Ubriges.

Wenn er's so bedachte, so war das Telephon eine gewisse Nothwendigkeit, ein Faktor des modernen Lebens.

Voll Stolz und Freude trat er zum ersten Male an den Apparat. Neben ihm stand seine Frau mit strahlenden Wienen und Julius, sein vierjähriges Söhnchen, mit neugierigen Zerkäugen. Nur das Baby im Schautelwagen war theilnahmslos.

Böllmann telephonirte an einige Freunde und war entzückt, als er sich mit ihnen so schön verständigen konnte. Dann unterwies er Emmi im Gebrauch und ließ Julius mit einem Ontel sprechen, der in einer anderen Stadt lebte. Sie lachten herzlich über den Jungen, der wie besessen vom Telephon wegzappelte und suchend in's Nebenzimmer lief, denn: „der Ontel, der ist da hinter der Mauer und hat mir was mitgebracht“, rief das Kind.

„Es ist eine wunderbare Einrichtung!“, sagte Herr Böllmann befreit, als er sich zu Bett legte. „Wir werden sicher viel Nutzen davon haben!“

Und seine Frau nickte in der gleichen Ueberzeugung und träumte schon davon, das theure Dienstmädchen überflüssig zu finden.

**II.**

Am nächsten Morgen war das Telephon bei Böllmann's Hausgespräch. Alle Frauen leiteten ihre Morgenplauderei mit Emmi mit der beneuernden Dehnung ein: „Sie haben ja jetzt das Telephon in der Wohnung! Gott, wie bequem!“

Und Emmi lächelte sich glücklich und lächelte. „Es steht Ihnen zur Verfügung, selbstverständlich! Jederzeit! Kommen Sie nur zu uns!“ Das sagte sie zu allen den Nachbarn von nebenan, von oben und unten, natürlich in verschiedenen Graden der Liebenswürdigkeit.

Als sie an sechster Stelle mitten in der Schilderung aller Vortheile des Apparates war, gellte die Meldeglocke. Sie sprang gemächlich in die Wohnung. Ihr Mann sagte ihr zum zweiten Male „Guten Morgen“ zum Gespräch aus.

„Nein, wie reizend!“ Lachend kam sie wieder. „Wie reizend!“ eckten die Frauen.

Die nächsten Male fand sie es aber schon weniger nett. Einmal erwachte das Baby aus seinem Wadenschlaf von dem Geschelle und schrie wie ein Ferkel unter dem Messer, das andere Mal — ein Freund ihres Mannes sprach — brante ihr der Braten an, weil das Mädchen eben abwesend war.

Sie telephonirte das voll Unmuth ihrem Gatten. Böllmann war ein Feinschmecker. Er brumpte vor Draht, und nach einer halben Stunde klingelte er schon wieder an und sagte sich für Mittag ab, weil ein bringendes Geschäft ihn abhalte, den zweiten Weg zu machen; er werde rasch im nächsten Restaurant speisen.

Das war ein Kniff, und Emmi durchschaute ihn. Sie konnte allein mit Julius am Tisch sitzen, und der Gourmet ließ sich irgendwo wohl sein. Verdrücklich ließ sie sich nieder, mit dem quarrenden Kinde auf dem Schooße, das nicht mehr zum Schlafen

**III.**

zu bringen gewesen war, stocherte an dem verdorbenen Fleische herum und war zum ersten Male jornig auf das Telephon.

Doch selbst das schlechte Essen konnte sie nicht in Ruhe genießen. Die Hausbesteherin begehrte mit einiger Dringlichkeit Einlaß. An der Gasleitung war etwas gebrochen, und weil's nun so bequem war, bat sie, das Telephon benutzen zu dürfen.

In der nächsten Zeit kamen sie alle, die im Hause wohnten, sie kamen vom Nachbarhause und schließlich aus der ganzen Umgebung! Erst in Nothfällen, wenn jemand krank wurde, oder auch um Angehörigen eine wichtige Nachricht zu übermitteln, bald aber für zahllose andere Sachen. Bier, Theaterkarten, Toiletten zur Auswahl, Lebensmittel, tunterbunt wurde alles durcheinander bestellt durch das Böllmann'sche Sprachrohr. Frau Emmi kannte in kurzem alle Lebensgewohnheiten der Nachbarn, ihre Lieferanten, ihre Vergnügungen, ihre Betten und Wasen. Die Schwelle wurde kaum mehr leer, und das Hauswesen ging aus den gewohnten Fugen, denn es gab doch bei jeder Inanspruchnahme ein kleineres, oft auch ein großes Gespräch.

Dazwischen wurden sie selbst wegen alles möglichen und unmöglichen angefahren, und so bei ihrer Arbeit und in ihrem Behagen gestört. Keine Stunde verging, ohne daß es schrillte.

III.

Nach vier Wochen war das Telephon dem Ehepaar eine Last, doch keines Brauch es aus. Erst als sich die Bittstellerinnen mehrten, die just kamen, wenn sie bei Tisch saßen — das Telephon befand sich im Speisezimmer — brach der Zorn bei Böllmann los. „Es wird mir zu bumm! Ich will mir nicht tagtäglich in die Schüssel gucken lassen! Ich will in Ruhe essen! Laß mich keine dieser Gänge mehr herein!“

„Aber Hans, wie heftig! Sie entschuldigen sich ja so artig!“

„Ich pfeif auf die Suada und will ungestört bleiben!“ antwortete er wüthend.

Das Mädchen wurde angewiesen, niemanden in Zukunft einzulassen, wenn sie speisten. Daraufhin gab es schiefe Gesichter und knappe Grübe, die Frau Emmi peinigten. Sie regte an, die Wohnungseinrichtung zu ändern. „Es würde sich viel ruhiger schlafen hier, als nebenan. Und dann, wegen des Telephons...“

„Natürlich, deswegen! Ich hör' Dich schon gehen! Ich hab' mein Telephon für mich einrichten lassen, nicht für die Nachbarschaft!“

Seine Frau beruhigte ihn, obwohl sie ihm im Stillen recht gab. „Wir können doch nicht unliebenswürdig sein, jetzt auf einmal! Es ist wegen des Hausfriedens! Ich mag nicht wohnen, wo man mit heißen Nasen an mir vorbeigeht!“

Sie zogen also um, und der Tanz ging weiter.

Dann mußte Emmi's Gatte wegen einer Fußverletzung eine Woche lang das Bett hüten. Am ersten Tage ließen sich Telephonbesuche abwendigen; am zweiten bat man Frau Böllmann, in den Apparat zu sprechen. „Sagen Sie, es ist eine Unverschämtheit, mir die bezahlten Sachen so lange nicht zu bringen!“

„Sagen Sie, es sei eine Gemeinheit, mir solch verdorbene Eier zu senden! Ich gehe zum Inspector damit!“

„Sagen Sie, wenn er mir nicht schleunigst seinen Arbeiter sendet, soll ihn der Teufel holen!“

„Der Teufel hole Dich selbst!“ Böllmann knirschte und zitterte vor Wuth. „In mein Telephon werden keine Ungezogenheiten hineingesprochen!“

Seine Frau hielt ihm den Mund zu. „Sei unbesorgt! Es geschieht nichts!“

Am dritten Tage drängten sich Dreiste bis zu ihm und widelten eine Portion Liebenswürdigkeit um den Zwick ihres Kommens. Er mußte stillhalten und die endlosen Reden und Rathschläge mit glatter Miene anhören. Doch zwischen ihm und Emmi setzte es einen Verdruss wegen des Zimmerwechsels.

IV.

Er war kaum genesen, da wurden sie eines Morgens um sechs Uhr aus dem Schlafe geschreckt. Im knappsten Realige huschte Emmi ängstlich an die Thür. Frau Stern vom dritten Stock stand draußen. „Ich bit' tausendmal um Entschuldigung, Frau Böllmann, wir wollen zur Bahn. Sie wissen's ja, daß wir heut' aufs Land gehen! Wir hoffen, die Tram nehmen zu können, und nun giebt's stromweife, wir würden naß bis auf die Haut, bis wir hintämen. Mächten Sie nicht die Freundlichkeit haben und um einen Wagen telephoniren! Seien's nicht böß, daß ich so früh störe, aber der Zug wartet halt nicht! Haben's die Güte!“

Emmi hatte die Güte und troch dann fröhlich wieder ins Bett.

Nach einer Vierteltunde raffelte eine Droschke vor und hielt eine Viertelstunde wartend vor dem Hause. Hierauf rührte sich der Kutscher. „Es ist von Jemandem telephonirt worden um einen Wagen!“ forschte er.

**Die Augen der Schlange.**

„Das ist bei Böllmanns im ersten Stock!“

Frau Böllmann öffnete, ein zweites Mal aus dem Bett geprenzt. „Ich bin darum erkauft worden von Frau Stern, zwei Treppen höher!“

Ein Magd steigt eben abwärts. „Den Sternschen ist der Wagen zu lang ausgeblieben! Sie sind grad vorhin weg“, giebt sie Auskunft.

Ein lebhafter Disput entstand. Schon fast ein Geschimpfe. Frau Emmi ist entkräftet, und der Kutscher ist kein Gentleman. Er will Geld und fordert es von ihr. Sie weigert sich selbstverständlich. Die herbeigeeilten Hausbewohner reden für und wider, je nachdem sie zu der einen oder anderen Partei stehen.

Herr Böllmann schaut endlich mit zornrothem Gesicht durch den Thürspalt und beendet nach kurzem Streit die Szene, indem er mit einem Fluche die Ansprüche des Kutschers befriedigt.

In der Wohnung setzt sich zwischen den Gatten der Wortwechsel fort, und es ist unbestimmt, wer besser wegstommt dabei, die Familie Stern oder das Telephon.

„Meine Kerben schüttel's! Der Kerger würgt mich! Zieh' Dich an, Emmi, und mein Bubens dazu, wir machen eine Partie!“

„Aber, das Wetter häuß!“

„Macht nichts! Wenn ich daheim bleib', plag' ich, sobald mir wieder eins an den vermaledeiten Ratschäften wi!' Also fort!“

Spät Abends und todtmüde kommen sie nach Hause. Sie sind in Wald und Feld herumgewandert und haben den müden Kraben auf dem Rückweg wechselweise tragen müssen.

Wie Säde fallen Herr Böllmann und das Kind in's Bett; Frau Emmi macht noch einige Handgriffe und versorgt das Baby. Gerade als sie das Flurlicht abbrechen will, klopf es leise an die Thür. „Frau Böllmann! Frau Böllmann, ich bitte!“

Zögernd öffnet sie und sieht die Hausbesteherin vor sich. „Wie dan! ich dem Himmel, daß Sie noch auf sind! Seien's doch so lieb und lassen's mich an's Telephon! Denken's nur, mein Mann ist seit dem Frühschoppen nicht heim! Kommen! Angst hab' ich ja gerade keine; ich weiß schon, wo er sitzt, bei seinem Schwager, dem Weinwirth! Aber Zeit war's wohl, wenn er jetzt heimginge, und vielleicht, am Ende, man weiß doch nicht! Ich werd' einmal hinreden. Er soll machen, daß er nach Haus geht!“

„Mein Mann liegt bereits im Bett! Aber ich werd's besorgen!“ erwidert Frau Böllmann mit innerlicher Verdroffenheit.

Dann noch ein Dankeschwall, ein unverfägliches Gutenachtsagen, bei welcher Gelegenheit noch erkundet wird, wo und wie der Tag verbracht worden ist.

Frau Emmi hat gähmend kaum die Thür geschlossen, da hört sie ein Krachen und Schmettern im Schlafszimmer. Bestürzt eilt sie hinein. Da steht ihr Mann im Hemd vor dem Apparat und schlägt mit Faust und Hammer darauf ein, ohne Unterlaß, bis die Zerföhrung vollkommen ist, und alles am Boden liegt.

„Vieher will ich Briefe schreiben bis zur Gelentklamtheit“, schreit er, ohne einen Blick auf seine entsetzte Frau zu werfen, „mir die Sohlen täglich von den Stiefeln rennen und müde werden zum Umfallen und hungern und dursten und im ganzen Leben mit meinem Freund mehr zusammentreffen, nur kein Telephon mehr in der Wohnung! Keins mehr! In aller Ewigkeit keins mehr!“

Und dann legt er sich hin mit dem Gefühl eines Siegers und schläft ein mit der köstlichen Vorahnung, daß nun wieder Frieden und Ruhe einzziehen werde in seine Penaten.

**Ein köstliches Stüchchen**

paßte in Augsburg Abends in einer Wirthschaft. Ein Zimmergeselle bestellte eine Maß Bier. Als er einige Züge gemacht hatte, schwamm ihm ein langgestreckter dunkler Gegenstand entgegen. Bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß es zwei Würste waren. Als der Zimmergeselle die Gastgeberin über den eigenartigen Fund interpellirte, entschuldigte sich diese mit den Worten: „Ja, Herr, ich weiß leider keinen Platz mehr, um die Würste vor den Augen der Dienstboten zu verbergen, drum hab' ich sie in die Maßtrüge gethan.“

In der Eiferfucht.

A.: „Ja, wie schaut denn du aus, ganz gekrackt und verbeult im Gesicht, hast du denn geraukt?“

B.: „Nein, ich habe meiner Frau erzählt, mich haben heut Nacht im Trauum zwei hübsche Mädchen geküßt und da hat sie mich denn drauf so zugerichtet.“

So wird's gemacht.

„Junge, ich begreife bloß nicht, wie du deine Strümpfe so schnell zerreibst, das ist ja schauerhaft!“

„Ach, Mutter, das geht ganz fix: Erst bohrt man mit dem Finger, dann fährt man mit der ganzen Hand dorch; fertig is de Laube!“

**Die Augen der Schlange.**

Eine merkwürdige Geschichte von Robert Bir.

1.

„Es ist eine Thatsache, so von vielen Gelehrten und ehrbaren Männern beglaubigt wird, daß die Schlangenaugen eine magnetische Kraft besitzen, daß selbe alle Menschen, so in ihren Bann hin- und elendlich untergehn lan.“

Harter Brayton, der sich's in Schlafrod und Pantoffeln auf dem Sofa bequem gemacht hatte, mußte lächeln, als er diese Zeilen in den alten „Wundern in der Wissenschaft“ las. „Das einzige Wunder“, dachte er, „ist, daß die Gelehrten zu früheren Zeiten Sachen geglaubt haben, die heutzutage der Dummheit als Unsinu erklärt.“ Andere Gedanken folgten — Brayton war ein nachdenkender Mann, — und ganz zufällig ergab sich das Buch finken, ohne die Richtung seines Blickes zu ändern. Da bemerkte er etwas in der dunklen Ecke des Zimmers, zwei kleine Lichtpunkte, scheinbar ein paar Centimeter von einander entfernt. Vielleicht war es der Widerschein des Gaslichtes an metallischen Nägeln — er kümmerte sich wenig darum und las weiter. Einen Augenblick später mußte er, durch ein Gefühl getrieben, das er nicht analysiren konnte, sein Buch wieder sinken lassen, um das vorher Gesehene wieder zu suchen. Die Lichtpunkte waren noch da. Sie schienen heller wie zuvor und leuchteten mit einem grünlichen Flimmer, den er zuerst nicht bemerkt hatte. Er entsetzte sich, daß sie sich ein wenig genähert hatten. Doch waren sie noch zu viel im Schatten, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln, und er las weiter. Von einem Satz in seiner Lektüre getrieben, ließ er plötzlich das Buch auf den Boden fallen und starrte in die dunkle Ecke, wo die zwei Lichtpunkte jetzt mit noch stärkerem Feuer glänzten. Da sah er, beinahe unmittelbar unter dem stehenden des Bettes, eine große, zusammengerinkelte Schlange — die Lichtpunkte waren ihre Augen.

Aus dem Mittelpunkte der Spirale schob sich ihm der entsehlige Kopf entgegen. Die Umrisse des breiten, brutalen Rachens, die blöde Stirn halfen die Richtung des selbstigen Blickes zu deuten. Die Augen waren nicht länger nur glänzende Punkte; sie schauten in die feinen mit Bedeutung und boshafter Abficht.

2.

Gott sei Dank ist das Erscheinen von Schlangen im Schlafzimmer eines modernen Hauses nicht gewöhnlich genug, um eine Erklärung unnötig zu machen. Das Haus des bekannten Naturforschers Dr. Druring, in dem Brayton gegenwärtig als Gast weilte, war eine Kombination von Laboratorium, Menagerie und Museum. So hausten in einem großen Zimmer des Obergeschosses verschiedene Schlangen, die wegen ihrer Gefährlichkeit der Freiheit beraubt werden mußten.

3.

Brayton wollte im ersten Augenblick des Schreckens und Ekels dem Diener schellen. Aber als er schon die Glockenschmür berührte, fiel ihm ein, man würde ihn für feig halten, was er gewiß nicht war. Die Lage war lächerlich und elsthaft und erregte ihn mehr wegen ihrer Außerordentlichkeit, als ihrer Gefahr. Das Reptil war von einer ihm unbekanntem Gattung. War es gefährlich? Giftig? — Es war ihm ein unerträglicher Gedanke, eine Luft athmen zu müssen, die von der Ausdünstung des Thieres verpestet wurde.

Brayton erhob sich und suchte beschleunigt die Thüre zu erreichen, ohne das Reptil zu stören. Er mußte, daß er ohne Hindernisse den Ausgang gewinnen konnte, wenn er rückwärts giß. — Unterdessen brannten die Augen der Schlange noch boshafter, unbarmherziger als zuvor.

Brayton erhob seinen rechten Fuß vom Boden, um zurückzutreten. Im selben Moment fühlte er einen starken Widerwillen dagegen. „Man hält mich für tapfer; ist denn Tapferkeit nichts als Stolz? Jetzt fürchte ich mich natürlich, da's niemand sieht.“ Er hielt sich mit der rechten Hand an der Lehne eines Stuhles fest. Sein Fuß schwebte noch immer in der Luft. „Blödsinn!“ sagte er laut, „ein so großer Feigling bin ich denn doch noch nicht, daßß mir vor meiner eigenen Furcht bangt.“ Er hob seinen Fuß ein wenig höher, indem er das Knie krümmte. Dann stieß er ihn hart auf den Boden — setzte ihn aber dabei ein wenig vor den andern! Ein Versuch mit dem linken Fuß hatte dieselben Folgen — wieder ein Schritt vorwärts. Er konnte nicht begreifen, wie es geschah. Die Hand hielt krampfhaft den Stuhl fest, der Arm war steif nach rückwärts gebreht. Man sah, daß sich Brayton sträubte, die Lehne fahren zu lassen.

Die Schlange hatte sich noch immer nicht gerührt; aber die Augen waren jetzt elektrische Funken, brennende, bohrende Nadeln.

Brayton war afschahl geworden. Wieder machte er einen Schritt vorwärts und abermals einen, eine Strecke den Stuhl nachschleppend, der

schließlich trachend zu Boden fiel. Stöhnend starrte er die Augen an, die jetzt zwei blendende Sonnen waren, so blendend, daß er die Schlange selbst nicht mehr sehen konnte. Aus den Sonnen floßen brennende Ringe von leuchtender, lebhafter Farbe, die immer größer wurden, bis sie wie Seifenblasen in Nichts verschwanden. Sie schienen sein Gesicht zu berühren und dann wieder endlose Weiten entfernt zu sein. Er hörte, wie irgendwo eine große Trommel ununterbrochen geschlagen wurde, manchmal vernahm er, nur flüchtig dazwischen angedeutet, eine süße Musik, wie die Töne einer Aeolsharfe. Er kannte den Gesang mit dem Memnon's Bild die emporsteigende Sonne begrüßt, und er wählte, jetzt im Schilf des Nils zu stehen und dem unsterblichen Choral zu lauschen, der das Schweigen der Jahrhunderte durchzittert.

Die Musik schwieg; oder vielmehr, sie wurde mit unmerklichem Übergang zum fernem Rollen eines nahenden Gewitters. Eine Landsturm, allgerend in Sonne und Regen, dehnte sich vor ihm; er sah einen schillernden Regenbogen, der in weiter Kurve hunderten von Steinbildern umrahmte. Und in der Mitte des Halbkreises hob eine ungeheure Schlange den Kopf empor. Sie trug eine Krone und hatte die Augen seiner todtten Mutter. Blödsinnig zerlos dieses Bild. Jemand was schlug ihm heftig auf Gesicht und Brust. Er war zu Boden gefallen, und das Blut rann ihm von der gebrochenen Nase und den zerquetschten Lippen. Einen Augenblick lag er gebend und betäubt; dann aber erhobte er sich. Durch den Fall hatte er die Augen von der Schlange wenden müssen und dadurch war der Bann gebrochen. Er war sich dessen wohl bewußt. Jetzt wenn er der Schlange nicht nochmals in's Auge sah. Aber — wie schrecklich war der Gedanke, daß das Thier, nach dem er nicht sehen durfte, nur mehr einige Meter entfernt lag und vielleicht jetzt gerade daran war, lautlos auf ihn zu schnellen, seinen Hals zu umstricken.

Er hob seinen Kopf, starrte wieder in die drohenden Augen und war wieder gebannt.

Die Schlange hatte sich noch immer nicht gerührt. — Sie schien jetzt die Macht über seine Einbildung verloren zu haben; denn die prachtvollen Pantafiegebilde kamen diesmal nicht wieder. Unter der flachen, hirtlosen Stirn blitzten die schwarzen Perlenaugen mit einem unaussprechlich boshaften Ausdruck. Es war, als ob das Thier, seines Triumphes sicher, es verschmähen würde, weiterhin lockende Fluten zu üben.

Nun folgte eine schreckliche Szene. Der Mann lag, nur mehr einen Meter von seinem Feind entfernt, flach auf dem Boden, den Oberkörper auf die Ellenbogen gestützt, den Kopf zurückgeworfen, die Beine der Länge nach ausgefreckt. Das kreideweisse Gesicht war blutbespritzt; die Augen weit aufgerissen. Schaum stand auf den Lippen und fiel in Floden ab. Starke Konvulsionen durchzuckten den Körper, der fast schlängelartige Bewegungen machte. Brayton bog sich in den Hüften, indem er die Beine von der einen Seite zur andern hin und her wand. Und jede Bewegung brachte ihn der Schlange etwas näher. Er schob seine Hände immer vorwärts, um sich zurückzufemmen. Doch fortwährend rückte er auf den Ellbogen weiter nach vorne.

4.

Dr. Druring und seine Frau saßen im Bibliothekszimmer. Der Gelehrte war bei besonders guter Laune. „Ich habe von einem Sammler ein prachtvolles Exemplar der Ophiophagus bekommen.“

„Ophiophagus?“ fragte ihn seine Frau.

„Das ist eine Schlange, die andere Schlangen frißt.“

„Hoffentlich frißt sie alle deine Schlangen?“ sagte sie, zerstreut die Lampe schiebend. „Aber wie bekommt sie denn die anderen Schlangen? Bezaubert sie sie durch ihren Blick?“

„Das ist wieder echt! Du weißt doch, daß ich mühsend werden kann, wenn man mir mit diesem Volksaberglauben vom Schlangenschild kommt!“

Das Gespräch wurde von einem gräßlichen Schrei unterbrochen, der

durch das stille Haus hallte. Wieder und wieder vernahm man's mit schrecklicher Deutlichkeit. Sie sprangen auf, bläß und sprachlos. Raum war das Echo des letzten Schreies erstorben, war der Doktor aus dem Zimmer und stürzte mit gewaltigen Sägen die Treppe empor. Im Korridor vor Braytons Zimmer traf er einige Bedienstete, die von den oberen Räumen heruntergerollt waren. Sie sprengten die Thür. Brayton lag, den Rücken nach oben, auf dem Boden. Todt. Kopf und Arme waren zum Theil unter dem Bett verborgen. Die Diener zogen die Leiche hervor und legten sie auf den Rücken. Das Gesicht war mit Blut und Schaum beschmier, die Augen standen aus den Höhlen hervor — ein entsehliger Anblick!

„Getorben infolge eines epileptischen Anfalls“, murmelte der Doktor, als er niederkniete und die Hand auf das Herz des Todten legte. In dieser Stellung warf er zufällig einen Blick unter das Bett.

„Verzagt! Wie kommt das in's Zimmer?“ Er griff unter die Bettlade, zog die Schlange hervor und schleuderte sie in die Mitte des Zimmers. Dori blieb sie regungslos liegen, noch immer zusammengerollt wie zuvor. Es war eine ausgekloppte Schlange; die Augen zwei polirte Schuhspöhe.

**Bekcheiden.**

Er: „In meinem Leben habe ich nur zwei schöne Frauen gesehen!“

Sie: „So? und wer war die andere?“

**Parallele.**

Tochter (weinend): „Er hat mir aber geschoren, mich auf den Händen zu tragen!“

Vater: „Na, dazu ist der nicht sicher genug auf den Füßen!“

**Moderne Dienstboten.**

Köchin, eben eingetreten: „Enädige Frau, wissen Sie auch, daß ich schon mal vor einigen Jahren bei Ihnen war? Ich habe es soeben im Band III. meiner Zeugnisse gefunden!“

**In der Apotheke.**

„Was bekommt Du, Kleiner?“

„Um zehn Pfennig Leberthran, aber recht wenig, er gehört für mich!“

**Gefährliches Unterfangen.**

Herr: „Junge, was heulst du denn und wie kommst Du zu dieser geschwollenen Bude?“

Junge: „Meine Schwester hat mir eine Dhrseige gegeben und ich hab' ihr doch kloß zu ihrem vierzigsten Geburtstage gratulirt!“

**Schlummer.**

„... Du findest also, lieber Robert, daß ich viele gute Eigenschaften besitze?! Dabei habe ich aber einen großen Fehler!“

„Welchen?“

„Ich kann nicht tochen!“

„D, das macht nichts — wenn Du's nur nicht versuchst!“

**Der Pantoffelheß.**

Frau: „Eine innere Stimme sagt mir...“

Mann: „Was, um Gottes Willen, eine innere Stimme hast du auch noch?“

**Eine fleißige Familie.**

„Bei mir zu Hause muß Alles mitgehelfen.“

„Wirklich?“

„Ja, der Kleinste holt Bier, der Größere Zigaretten und der Älteste löst den Jüngsten ab.“

**Faher.**

Arzt (dem Patienten den Puls fühlend): „Hm, ich finde heute den Puls etwas schwächer als gestern.“

Patient: „Das kommt vielleicht daher, weil Sie mir gestern das Bier verboten haben, Herr Doktor!“

**Stohlfenster.**

„... Du glaubst gar nicht, liebe Ella, was dieser Doktor schüchtern ist: Spricht der Mensch zehn Sprachen — und erklärt sich in keiner einzigen!“

Die perfekte Köchin.



Gausfrau: „Sind Sie aber auch wirklich perfekt?“

Köchin: „Welche Frage, gnädige Frau?! Ich spiele perfekt Klavier und Tennis, bin perfekte Rablerin, Sängerin, kann malen, dichten...“

Gausfrau: „Na, und tochen?“

Köchin: „Na, wenn's fein muß, schließlich auch das noch!“